

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Mit den Badenern von Mülhausen bis in die Champagne**

**Körner, Friedrich T.**

**München, 1917**

6. Die Loretoschlacht

**urn:nbn:de:bsz:31-34456**

## Die Lorettoschlacht.

**S**in Maientag! Wie schön ist er selbst hier, wo der Tod geschritten ist, wo die Dörfer und Häuser Trümmerstätten waren und alles Leben grau und öde vernichtet liegt. Man freut sich über die Blüten, die in den Gärten stehen, über den duftenden Fliederstrauch, der zwischen den zerschossenen Mauern hervorleuchtet, über den Frohsinn unserer tapfern Soldaten, die singend durch die Stadt marschieren. Schön ist der tiefblaue Himmel, schön ist die warme Sonne, die schon um 4 Uhr morgens von Osten heraufgewandert kam. Um 6 Uhr stehen die Pferde vor unserem Haus. Im Garten arbeitet schon der alte französische Gärtner, der mit seiner Familie im Pförtnerhaus zurückgeblieben ist und alles so in Ordnung hält, als käme gleich die hohe „Société des Mines de Lens“ zu einer Sitzung. Dieser Gesellschaft gehörte nämlich unser Haus. Es war ihr Repräsentations- und Sitzungshaus. Es hat große Säle mit prachtvollen Marmorkaminen, elektrischen Kronen, Speisezimmer mit roten Plüschsesseln und im oberen Stock Schlaf- und Wirtschaftszimmer. Als wir das Haus im März bezogen, war es in den hohen, großen Räumen noch kalt und unbehaglich. Auch jetzt noch im Mai ist es luftig und kühl, so daß wir gerne die Maisonne zu den offenen Fenstern hineinlassen. — Der Garten hat schöne Gemüsebeete, die unser alter Gärtner sorgsam pflegt und die unserem tüchtigen Koch

eine wertvolle Beihilfe zu den Mahlzeiten bieten. In der Mitte des Gartens plätschert ein Springbrunnen, umgeben von breiten Rasenflächen. Da lagen wir nun oft an ruhigen Nachmittagen und sonnten uns. Dann konnte man oft ein schönes Schauspiel bewundern: die Flieger hoch in der Luft, umgeben von kleinen, weißen Schrapnellwölkchen. So oft man auch dieses Schauspiel gesehen hat, es ist immer wieder schön: dies leichte Schweben der silbernen Libellen, diese blaue Luft, diese Pracht und Harmonie der Farben da oben. Und immer muß man an die Menschen denken, die zwischen Tod und Leben dort oben schweben: alles, was sie beseelt, ist Heldentum, Mut, Begeisterung und Energie!

Als wir eben die Pferde besteigen, treten unsere morgendlichen Flieger schon ihre Heimreise an. Die Luft wird schon heiß und dunstig, es kommen die Sonnenebel und Strahlungen, die keine Beobachtung mehr zulassen. Wir reiten durch die Stadt. Es wird lebendig. Die Fensterläden öffnen sich, Frauen fegen die Straßen vor ihren Häusern, vor den Brunnen waschen sich unsere Grenadiere, die ihre drei Ruhetage von Herzen genießen sollen. Sie sind alle frisch und gesund, sie lachen, rauchen und plaudern, sie schleppen ihren Kaffee und ihr Brot in ihre Quartiere, mit deren Besitzern sie im besten Einvernehmen stehen. Wir reiten nun an dem kleinen Arbeiterhäuschen vorbei, durch die Stadt.

Wie frohe Augen hatte dieses kleine Städtchen Lens. Es zeigte sich uns in diesen schönen Sommertagen stets sonnig und heiter. Die Hauptstraße führte auf die Kirche zu, die dort als Abschluß einen prächtigen Anblick bot.

Der große Platz vor der Kirche war immer belebt: Reiter und Radfahrer, Offiziere, Ordonnanzen trafen dort ein, meldeten sich bei der Kommandantur, man lauschte den Weisen der Militärkapelle oder ging in das kleine Kaffee, das so gemütlich war und wo man immer Kameraden traf. Das bunte Leben und Treiben in der Stadt fing schon in diesen frühen Morgenstunden an.

Wir ritten an alledem vorbei. Unser Weg sollte uns heute zur Nachbardivision führen, die auf der Lorettohöhe Wacht hielt. Es war ein langer Weg, die Sonne brannte heiß an diesem 8. Mai. Durch Felder und friedliche Dörfer ging es, überall rastlose Tätigkeit. Vor allem waren heute die Fernsprecher und die Munitionskolonnen an der Arbeit. Man ahnte etwas. Da wurden neue Leitungen und Reserveleitungen gelegt, Munition aller Kaliber rollte nach vorn an die Front. Sie sollten nur kommen!

In einem Dorf stiegen wir ab. Es schien heute vorn recht lebhaft zu sein. Durch Trümmer und zerstossene Häuser begann unser Anstieg zu jener Höhe, von der man weit hinüber sehen kann zur Lorettohöhe, wo unsere tapfere Infanterie nun schon seit Monaten in einem Feuerschlunde lag und nur noch Blut und glühendes Eisen kannte. Der Weg zu den Beobachtungsstellen führte durch ein trostloses Gelände. Da lagen unzählige Blindgänger, Granattrichter ungeheurer Umfanges waren dicht nebeneinander, zerfetzte Bäume und Baumstümpfe bildeten ein fast undurchdringliches Chaos. Da half alles Aufräumen und Ordnungschaffen nichts. Man sah es diesen Höhen, hinter denen Batterien ein-

gegraben standen und eisern zähe Menschen bei ihren Geschützen Tag und Nacht ausharrten, an, daß schon ungezählte Tausende von Geschossen ihr Erdreich zertrommelt und zerrissen hatten. Es schien fast ein Wunder, daß hier überhaupt noch Menschen leben konnten. So war unser Weg auf die Höhengspitze ein ununterbrochenes Stolpern, Straucheln, Ducken und Deckungsuchen. Zischend fuhr eine Granate nach der anderen immer wieder in diesen, schon aus tausend Wunden blutenden Boden, immer wieder wurden Bäume entwurzelt und zersplittert. Droben aber schweifste der Blick hinaus über das Land, und das Auge, das hier längst mit jedem Stein und jedem Baum bekannt war, sah deutlich die Gräben von Freund und Feind auf der Lorettohöhe. Da lag schon den ganzen Tag über ein starkes Artilleriefeuer auf unseren Gräben. Die ganze Höhe war nur ein einziger Vulkan, ein Rauchmeer, eine Hölle, aus der Funken und Feuer, Eisen und Pulver hervorbrodelten. Und doch hockten da vorne Menschen, Menschen mit eisernem Willen und treuem Pflichtgefühl, Helden, Helden bis in den Tod . . .!

Hier oben auf der Höhe befand sich der Artilleriekommandeur des Abschnittes. Es war ein unaufhörliches Meldeln und Beobachten, Anordnen und Befehlen. Von hier gingen die Befehle an die Batterien und die einzelnen Züge, die vorne auf der Lorettohöhe standen, von hier ging ein unentwirrbares Netz von Leitungen zu den Nebenabschnitten, zum höheren Artilleriekommandeur, zum vordersten Schützengraben. Und so oft diese Leitungen zerschossen wurden, so oft wurden sie wieder ge-

fliekt. So mancher brave Kanonier hat dabei sein Leben lassen müssen, so mancher tapfere Fernsprecher hat sich da sein Eisernes Kreuz verdient. Aber an der Leitung in die vorderste Linie hing alles: die Entscheidung über Hunderte von Grenadieren da vorne, die Meldungen über die Wirkung des Artilleriefeuers, über Munition und Verluste, über die Lage und den Zustand der zertrommelten Gräben. Diese Leitung mußte erhalten bleiben. Was nutzte es noch, daß man sie in langen, mühevollen Nächten tief unter die Erde gelegt hatte, daß man sie einzementierte, daß man sie dreifach, vierfach baute? Als das rasende Trommelfeuer mehrere Tage lang über das Gelände niederbrauste und jeden Fuß breit Boden zermühlte, da blieb auch von dieser Leitung kein Faden mehr übrig. Aber alles, was vorne war, hat trotzdem unerbittlich gekämpft, bis keine Patrone, keine Granate mehr vorhanden war. Da haben die einzelnen Geschütze, die vorn bei der Infanterie standen und deren Rohre schon so glühend waren, daß sie zu bersten drohten, gekämpft bis zum letzten Mann, und die badischen Kanoniere sind ihrer Schwesterwaffe bis zum Tode getreu geblieben. Und als für ein badisches Infanterieregiment, das seit Monaten treue Wacht auf der Lorettöhöhe gehalten, Tag und Nacht vorne ausgeharrt hatte, ohne Nahrung, ohne Wasser, in sommerlicher Gluthize, inmitten von Not und Tod, von Moder und Gestank, als für dieses Regiment die erwartete Ablösung nicht eintraf, da stand es noch einen Tag da draußen, in zerschossenen Gräben, ohne Draht Hindernisse, ohne Anschluß, ohne Befehl, ohne Wanken. Und blutig hat es die immer

wieder anstürmenden Franzosen abgewiesen und keinen Schritt Boden verloren!

Die Lorettöhöhe hat viel Blut, aber auch großes Heldentum gesehen! Seitdem sie in den Herbsttagen 1914 in unseren Besitz gekommen ist, ist sie ununterbrochen der Schauplatz eines erbitterten Ringens auf Leben und Tod gewesen, ein Ringen mit dem zähen Feind und der harten Witterung, in Schlamm und Blut, in Eisen und Feuer. Ein Ringen Tag und Nacht, Winter und Sommer, Mann gegen Mann, ein Ringen der männlichen Kraft zweier kriegerischer Nationen gegeneinander. Die Kreuze wuchsen dort oben aus dem Boden, die frischen Gräber mehrten sich von Tag zu Tag. Im Winter breitete der Schnee eine weiße Decke über sie, als es Frühling wurde, schmückten die Soldaten sie mit grünen Zweigen und Blüten.

Dann kam der Mai 1915. Er kam mit klingendem Spiel und heiterer Pracht. In den Gärten von Lens und Liévin blühte der Flieder in verschwenderischer Fülle, blühten die Obstbäume und blühte es überall. Aber dort draußen, auf Loretto, war der Maienmonat furchtbar. Dort war er blutig und unmenschlich, dort löschte er das letzte Leben in den Bäumen aus, die hier vor einem Jahre noch köstlich geblüht hatten, nun aber nur noch armselige Stümpfe waren. Dort forderte er rücksichtslos das Leben von Freund und Feind, dort schuf er ein großes, unvergeßliches Grab.

Wir dürfen die badischen Regimenter nicht vergessen, die den ersten ungeheuren Stoß der frischen, feindlichen Übermacht auszuhalten hatten. Sie haben nicht gebebt,

sind nicht gewankt und gewichen. Sondern sie haben dort oben für das Vaterland den heiligen Tod erlitten und sich unvergängliche Lorbeeren um die Stirne gewunden.

Wir dürfen sie alle von dort niemals vergessen: die Sachsen, die Bayern, die Badener, die Württemberger, die preussischen und die elsässischen Regimenter und Bataillone. Dort, du deutsches Vaterland, ist das Heldenblut von Söhnen und Brüdern aller Stämme geflossen. Loretto ist Deutschlands Heldengrab! Dort oben haben sie unermüdlich gewacht, eisern ausgehalten, tapfer abgewehrt, heldenhaft angegriffen und erbittert gerungen. Dort sind sie in den Staub und in den Tod gesunken, um ewig in unsern Herzen zu leben.

Als wir an jenem Tage zu unserem Divisionsabschnitt zurückkehrten, lagen auch bei uns von allen Stellen Meldungen darüber vor, daß sich das feindliche Artilleriefeuer überall bis zur größten Heftigkeit gesteigert habe. Und kaum hatten wir von unserer Fernsprechezentrale die Verbindung mit dem vorne stehenden Infanterieregiment aufgenommen, als wir auch schon die Meldung erhielten, daß der Abschnitt eines Bataillons besonders stark unter heftigem Trommelfeuer stände und jeden Augenblick ein Angriff erwartet würde.

Das aber war nur ein Auftakt. Des Abends spielte der Fernsprecher nach allen Seiten, die Stationen waren stark belegt und unaufhörlich hörte man Meldungen, Anfragen, Mitteilungen über die Lage, Bereitstellen von Munition, Bestellung von Ersatzteilen und Fernsprengeräten. Alles deutete auf kommende Ereignisse hin.



Und dann brach am 9. Mai auch bei uns der Sturm los. Seit den frühen Morgenstunden kracht und donnert und heult es draußen unaufhörlich. In unserem Fernsprehraum flirren die Scheiben, das Haus zittert und bebt in seinen Mauern. Die Sonne steigt höher, es wird ein heißer Tag. Der Lärm der Schlacht tobt und jauchzt. Mörser, Haubizen, Kanonen brüllen, Maschinengewehre knattern.

Ich sitze am Fernsprecher. Die Meldungen von vorne sind karg, viele Drähte sind zerschossen. Von den Artilleriebeobachtungsstellen kommen Meldungen, daß stärkstes Trommelfeuer und Minenwurfffeuer auf unseren Gräben liegt. „Es muß kräftig von allen Batterien geantwortet werden, wir bekommen viel Munition.“

Nun antworten unsere Batterien. Schreiend, heulend jagen die Geschosse aneinander vorbei durch die Luft. Die Schlacht hebt an. Ich höre, wie die Fernsprecher arbeiten. Es tutet, ruft, schreit unaufhörlich. Jetzt berühren sich Drähte, man hört fremde Gespräche, abgerissene Worte: „Aber sofort“, „Wir brauchen Unterstützung“, „Sie sind im Graben“, „Bis jetzt zehn Tote“. . . .

Ich höre einen Artillerieleutnant mit seinem Hauptmann sprechen. Der Leutnant sitzt vorne im Graben und beobachtet von dort aus die Wirkung der schweren Haubizen. Er schreit, schreit sich heiser. „Nur schießen, Herr Hauptmann, schnell, sie kommen, sie stürmen in dicken Massen“ — und ich höre auch das ruhige Kommando des Hauptmanns an seine Batterie: „Granaten, 3000, Libelle 32, lebhaft feuern, eine Gruppe.“ Die Batterie feuert, Gruppe auf Gruppe. Sie steht in der

Nähe unseres Quartiers. Es donnert und kracht, dröhnt und knattert, es ist betäubend, es ist fürchterlich. Der Artilleriesleutnant spricht nicht mehr, aber die Batterie hört nicht auf mit Schießen, sie darf, sie kann nicht aufhören, und wenn die Röhre ausbrennen.

Ich spreche mit einem Batterieführer. „Meine zwei Geschütze vorne sind verloren, sie schießen noch, aber es ist keine Infanterie mehr da. Sie schießen wie toll. Aber sie wissen nicht, wo sind die Unseren, wo ist der Feind. Sie haben flankierend in dicke vorstürmende Massen geschossen, die Franzosen haben schreckliche Verluste. Ich bin auf der Bodenlücke. Alle Verbindungen sind zerschossen, man kann nichts mehr sehen, alle Gräben sind in Rauch- und Staubwolken gehüllt. Ich habe eine Offizierspatrouille vorgeschickt, aber noch keine Meldung.“

Nun ruft ein Abschnittskommandeur. Gott sei Dank, endlich eine Meldung, wie es steht. „Es steht böse vorne, alle Gräben und Unterstände sind zertrommelt, die Franzosen sind in unseren Gräben, dort wird erbittert gekämpft. Ich sehe alles deutlich. Unsere Batterien schießen sich gerade neu ein. Ich will dann ihr Feuer zusammenfassen und auf die von den Franzosen genommenen Grabenstücke vernichtendes Feuer legen. Ich stehe in Verbindung mit der Infanterie. Sie hält sich dann zum Gegenstoß bereit. Ich sitze hoch oben im Schornstein der Zeche A, fünfzehn Meter hoch. Ich habe mir Fernsprecheleitung herauflegen lassen und habe alle meine drei Batterieführer an der Strippe. Es ist ein Höllenfeuer vorne. Die Batterien und alle Beobachtungsstellen erhalten dauernd schweres Feuer. Wir haben Verluste,

besonders die vorgeschobenen Sturmabwehrgeschütze. Aber sie feuern noch. Schicken Sie bald Ersatzleute vor. Das dritte Geschütz der Batterie B hat Volltreffer, ein zweites hat infolge des rasenden Sperrfeuers Rohraufbauchung. Die beiden anderen Geschütze übernehmen den Raum, es geht. Aber in der Nacht müssen Ersatzgeschütze hinein, auch Munition brauchen wir . . . Augenblick . . ." Das Gespräch ist unterbrochen.

Die Brigade ruft an, dazwischen kommen Ordonanzen, Anfragen, neue Batterien, Munitionskolonnen, die Anweisung haben wollen. Ich spreche mit der Brigade. „Wir brauchen weitere 3000 Schuß. Wo abholen? Ach so, der Bahnhof ist zu weit, es wird zu spät. Wie? Also mit Autokolonnen. Sehr gut. An der Kirche in D. sind um 12 Uhr nachts beide leichte Kolonnen. Die Lage ist noch unklar. Es wird überall erbittert gekämpft. Aber wir schaffen es. Ich rufe nochmal an, später.“

Wieder tutet der Abschnittskommandeur: „Unsere Batterien sind eingeschossen. Sie liegen ausgezeichnet, ich sehe deutlich die Treffer und Einschläge. Wir bereiten den Sturm mit einstündigem Feuer vor, es wird schon werden. Stimmung vorne glänzend, alles Helden!“

Es läutet. Die Zentrale L. Sie hat etwa hundert Leitungen, die durch ihren Klappenschrank laufen. Die Klappen fallen ununterbrochen. Zwei bis drei Fernsprecher arbeiten unablässig an einem Schrank. Fast mechanisch ertönt immer und immer wieder ihr Rufen: „Sprechen Sie noch? Wird noch gesprochen?“ Auch sie sind Helden, da unten in ihrem Keller.

Der Adjutant des Nachbarabschnittes ruft an. „Gott Körner, Mit den Badenern.“

sei Dank, endlich sind Sie da. Alle Leitungen sind besetzt. Ich suche Sie schon seit einer halben Stunde. Sie müssen uns helfen, Ihre Batterien müssen Loretto flankieren können. Wir können es nicht mehr schaffen. Unsere Rohre glühen und sind fast ausgeschossen.“

Ich verspreche zu tun, was möglich ist. Aber auch bei uns stürmen sie immer wieder an, auch bei uns dampfen die Rohre. Aber da drüben müssen wir helfen, dort drüben auf Loretto soll es ein mörderisches Ringen sein. Dort toben Hunderte von französischen Mörsern, dort stürmen trunkene Neger und Turkos immer wieder an, dort ist die Verbindung abgerissen, dort sind in den Infanteriestellungen keine Besatzungen mehr, dort liegen Kanoniere von zertrümmerten Geschützen, vorgeeilte Kolonnenmanschaften und Burschen und Fernsprecher in den Lücken und kämpfen mit Handgranaten und dem Bajonett.

Endlich ist der zweite Abschnittskommandeur zu erreichen. Er liegt in L. Seine Batterien stehen zwischen Häusern und Mauern, in zerschossenen Bergwerken und zwischen Kohlenhaufen, an den Abhängen des Städtchens, zwischen Blumengärten und blühenden Bäumen. Die Beobachter hocken auf Schornsteinen, Türmen, Hausgiebeln oder sind auf den Höhen tief in die Erde eingegraben, nur erkennbar an einem schmalen Schloß in dem brauen Erdreich. Hier stehen fast überall die Geschütze einzeln, auf bestimmte Ziele eingerichtet, auf Sappen, Trichter, Verbindungsgräben des Feindes. Aber alle Geschütze und alle Beobachtungsstellen sind untereinander verbunden, ein dichtes Fernspreknetz mit zahllosen Umschaltern, Nebenverbindungen zu den In-

fanterie-Bataillonsstäben, in den vorderen Graben, zu der Munitionsreserve, läuft hier in diesem unübersichtlichen Gelände durcheinander wie ein Spinnenetz. Und doch liegt ein System darin, doch wird die kleinste Störung gefunden und beseitigt, und das ist meist erst in der Nacht möglich, wenn die Leitungspatrouillen im Schutze der Dunkelheit vor können. Erst solch ein kompliziertes Fernspreknetz ermöglichte es, dem Gegner überall und stündlich Abbruch zu tun. Wenn von einer Beobachtungsstelle Truppenansammlungen gesehen wurden, die von der betreffenden Batterie nicht gefaßt werden konnten, so rief man eine weit entfernt stehende Batterie an. Und nachdem sie mit allen Mitteln unserer heutigen vollendeten Technik eingerichtet war, begann der Batterieführer hoch oben im Schornstein mit der Batterie zu schießen, die gar nicht mehr in seinem Abschnitt stand, sondern, vielleicht drei bis vier Kilometer von ihm entfernt, in irgendeiner einsamen Stellung, die Geschütze einbetoniert oder tief eingegraben. Wenn dann die Batterie ihre Aufgabe erfüllt hatte, nahm sie ihre alte Richtung auf ihren Abschnitt und war wieder bereit, Sperrfeuer abzugeben.

So klappte hier alles tadellos. Ich spreche mit dem Abschnittskommandeur.

„Wir müssen zwei Geschütze herausbringen, die nach Loretto schießen. Wir müssen dort helfen. Vielleicht die beiden Geschütze im Kohlenwerk oder eine Haubitze.“

„Die Haubitzen kann ich nicht fortgeben, es sind nur noch zwei gefechtsfähig. Bei der einen ausgefallenen ist ein Stück des Rohres herausgeschlagen, Schild und Richt-

maschine verbogen, bei der andern ist das Rohr ausgebrannt. Sie kann noch schießen, aber schlecht. Bedenken Sie. 500—600 Schuß jedes Geschütz! Aber ich will's mit den beiden vorgeschobenen Kanonen versuchen. Ich spreche mal mit dem Zugführer. Entfernung bis Loretto ist allerdings 4000 Meter. Aber es macht nichts. Er kann dort gut flankieren. Einen Augenblick . . . . Man meldet soeben, daß nun auch schwerstes Minenwurf-feuer auf unseren Gräben liegt. Ich kann also jetzt nicht ein Geschütz aus meinem Abschnitt fortnehmen, für die Nacht will ich es versuchen, ob . . ."

Das Gespräch reißt ab. Den Grund erfahren wir sofort. Die schwere Batterie, die in unserer Nähe steht, bekommt Feuer mit größtem Kaliber. Dröhnend, betäubend, krachend schlagen die Geschosse ein, alle Gebäude beben und zittern in ihren Mauern, wieder beginnt dieser Höllenlärm. Merkwürdig: die Verbindung zu dieser Batterie geht noch. Ich spreche mit dem Hauptmann.

„Wir bekommen Trommelfeuer. Die Bande hat uns entdeckt. Sicher ist es der Fesselballon, der da über dem Walde steht. Er hat unser Mündungsfeuer gesehen. Bis jetzt haben sie uns noch nicht, aber ich höre mal mit Feuern auf, die Leute sind alle in den bombensicheren Deckungen. Unter Umständen muß ich die Stellung in der Nacht verlassen. Ich rücke dann 500 Meter vor, in den Obstgarten. Sie wissen. Um 7 Uhr morgen früh bin ich dann wieder gefechtsbereit. Dann mögen sie ruhig meine alte Stellung zertrommeln. Ich habe Meldung von vorne. Es steht gut. Die Franzosen haben

fünfmal mit unglaublichen Massen gestürmt, aber nirgends etwas erreicht. Unsere Kerle sind wieder mal großartig. Also noch 3000 Schuß, bis 11 Uhr abends. Gut! . . .“

So raste diese Schlacht Tage und Nächte, Wochen und Monate. So wechselten Angriff, Abwehr, Stürme und erbitterte Nahkämpfe Tag und Nacht. So donnerten und tobten die Geschütze unaufhörlich, so rannten immer erneut Massen des Gegners gegen unsere unerschütterliche Front. Was hier an Größe und unbeugsamer Kraft, an Heldentum und Treue geleistet worden ist, muß fortleben in alle Zeit und ist das höchste Ruhmesblatt in der Geschichte des badischen Korps. Und wenn man diese Helden sprach, die in dieser Hölle vorne standhielten, so war so viel Schlichtheit und Anspruchslosigkeit, so viel innere Größe und sittliche Reife in ihren Erzählungen, daß man dann wohl verstand, daß eine Armee nicht überwunden werden kann, die solche Soldaten in ihren Reihen hat.

Ich sprach mit einem Leibgrenadier. „Wir saßen in Carency. Nur noch fünfzig Mann von der Kompagnie. Wir waren schon von allen Seiten umfaßt. Aber keiner von uns hat rückwärts g'schaut. Ein Herr Leutnant von der Artillerie war noch bei uns. Fast war es wie ein Wunder: er hat noch Fernsprechverbindung mit seiner Batterie gehabt. Die konnte aber nur noch mit einem Geschütz schießen. Er sagte immer die Entfernung und beobachtete von hier vorne. Es wurde aber immer toller. Die schwersten Kaliber schlugen ein, eine schwere Granate durchschlug ein Haus bis in den Keller. Der Leutnant sagte: „Kinder, wir sind abgeschnitten, wir müssen aber

durch. Hängt Euch Handgranaten um, so viel Ihr kriegen könnt, nun los!" Vorher hatte er dem Geschütz noch durchgesagt, es solle ununterbrochen weiterfeuern, denn es schoß gut. Und nun schlichen wir uns, halb kriechend, an den Trümmern des Dorfes vorbei. Da stand tatsächlich schon ein französischer Posten. Zwanzig Mann sind's, zwei Offiziere. Wir springen mit Hurra auf sie los, sechs Handgranaten in sie hinein, und wir sind durch. Ich habe viele meiner Kameraden nicht wieder gesehen, ich weiß nicht, wo sie sind. Aber das weiß ich: Keiner von ihnen hat den Franzmann durchgelassen und das ist die Hauptsach. Und er wird niemals durchkommen." Das war am dritten Tage nach Beginn der Lorettoschlacht. Und der brave Leibgrenadier hat Recht behalten.

So wie er und seine Kameraden haben dann alle, die von anderen Teilen der Westfront kamen, als Helden hier gekämpft und geblutet. Und ihnen allen kann kein schöneres Denkmal gesetzt werden, als in den folgenden Versen eines Grenadiers, der selbst auf der Lorettohöhe geblutet hat, aufgezeichnet ist. Der Mann, der sie in einem Kriegslazarett in Nordfrankreich dichtete, hieß Hermann Weckesser. Ich trug seine Verse, Zeichen der schlichten und tiefen Empfindungsweise eines einfachen, deutschen Soldaten, in mein Kriegstagebuch ein. Sie sind wert, der Vergessenheit entrissen zu werden und lauten:

Die Lorettohöhe.

Einst war dein Grund ein Heiligtum,  
Ein Ort des Betens und der Klage,  
Dein Name war bekränzt mit Ruhm  
Und mancher alten, heil'gen Sage.



Loretto, stolz auf deinen Ruhm,  
Den du von altersher getragen;  
Jest frug man nichts nach deinem Heiligtum,  
Jest galt's allein, dein freches Volk zu schlagen.

Es galt, in Ehren jest den Kampf  
Zu führen, der bestrafen sollte,  
Das Volk, das in Verblendung, Unverstand,  
Das deutsche Volk vernichten wollte.

Wohl hat dabei manch junges Blut,  
Hier seinen letzten Weg gefunden:  
Ob Freund, ob Feind, nun jeder ruht  
In deinem Schoß, von Schmerz entbunden.

Auch ich vergoß auf dir mein Blut;  
Doch Gott hat gnädig es gewendet:  
Genesen bald in seiner treuen Hut,  
Er mich von neuem auf das Kampffeld sendet.

Doch jest bist unser du, du stolze Höh,  
Durch uns in blutigem Sturm genommen,  
Drum noch einmal hurra dem tapfern Heer,  
Das deinen steilen Hang erklimmen.

Doch wenn dereinst in Friedenszeiten wieder  
Dein Volk ehrfürchtig dich verehrt,  
Dann knie es auch am deutschen Grabe nieder;  
Auch das ist seines Befens wert!

